Zeitschrift: Schweizer Monatshefte : Zeitschrift für Politik, Wirtschaft, Kultur
Herausgeber: Gesellschaft Schweizer Monatshefte
Band: 37 (1957-1958)
Heft: 9

Buchbesprechung: Bücher-Rundschau
Autor: [s.n.]

Nutzungsbedingungen
Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Mehr erfahren

Conditions d'utilisation
L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. En savoir plus

Terms of use
The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. Find out more

Download PDF: 10.12.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, https://www.e-periodica.ch

BÜCHER-RUNDSCHAU

Redaktion: Dr. F. Rieter

Die indische Militärrevolte vor 100 Jahren

Mit gedämpftem Trommelklang sind die Zentenarfeiern in Indien vor sich gegangen. Denn wenn auch manche Nationalisten behaupten, daß die «Mutiny» ein erster Versuch war, das koloniale Joch abzuschütteln, so sind sich Indiens Historiker darüber durchaus nicht einig. Eine von der Regierung 1952 ernannte Kommission, die ein Buch für 1957 vorbereiten sollte, konnte sich nicht über das Problem verständigen. Daraufhin wurde Dr. S. N. Sen, ein früherer Vizekanzler der Universität Delhi, mit der Abfassung eines Werkes beauftragt, zu dem Kultusminister Maulana Azad ein Vorwort geschrieben hat. Darin sagt er von den Führern der Revolte, daß sie sich erst dann an dieser beteiligten, als sie ihre persönlichen Interessen gefährdet sahen...

Nun ist die Reihe von Werken, die sich seit Jahrzehnten mit diesem Thema befassen, um ein weiteres von einem englischen Autor vermehrt worden, *The Indian Mutiny* von Generalmajor *Richard Hilton*[1]). Aus der Einleitung ist ersichtlich, daß er in Indien geboren ist, wo er, wie er sagt, die glücklichsten Jahre seines Lebens als Kommandeur indischer Truppen verbracht hat. Daraus schließt er, daß er einigermaßen unbefangen an seine schriftstellerische Aufgabe herangegangen ist.

Wenn man jedoch im Anhang die Liste der Bücher sieht, die er zu Rate gezogen hat, so kann man sich des Eindrucks nicht erwehren, daß es sich hier um eine gewisse Einseitigkeit handeln dürfte. Es fehlen Werke, die beinahe schon als klassisch zu bezeichnen sind und die der Verfasser unbedingt hätte konsultieren sollen, um eine unparteiliche Schilderung zu geben. Offenbar hielt er es nicht für richtig, von Indern geschriebene Bücher einzusehen, aber es standen ihm z. B. das sehr eingehende und kritische, 1897 in London veröffentlichte «The Sepoy Revolt» von Generalleutnant McLeod Innes und Edward Thompsons «The other Side of the Medal» zur Verfügung, oder hätten es tun sollen, ganz zu schweigen von der Oxford und von der Cambridge History of India[2]). Innes spricht bei der Untersuchung der Ursachen, die zu der Revolte geführt haben, von «den alten Käuzen, den Kaufleuten der Ostindischen Kompanie, deren Hauptziel es war, Geld zu machen ... und deren Eignung, zu regieren, an dem Fehlen jedes materiellen Fortschritts in dem ungeheuer großen Gebiet gemessen werden kann...» Von dem Generalgouverneur, Lord Dalhousie, der vor der Mutiny (als Fünfunddreißiger!) ein Regime von Annexionen durchführte, sagte Innes, daß er viele schwerwiegende Grundlagen einer guten Regierung außer acht ließ. Die Mohammedaner fürchteten, seiner Ansicht nach, daß das Christentum die Oberherrschaft in Indien erlangen könnte.

Der aktuelle Grund für den Ausbruch der Rebellion war die Einführung des Enfield-Gewehrs, dessen Patronen abgebissen werden mußten. Die Hindus glaubten, sie wären mit dem Fett des ihnen heiligen Rindes eingerieben, und die Muselmanen fürchteten, daß das Fett des ihnen vom Koran verbotenen Schweins zu diesem Zweck benutzt worden wäre. Die anschließenden Kämpfe wurden von beiden Seiten mit beispielloser Grausamkeit geführt, wobei Frauen und Kinder nicht geschont wurden. Generalmajor Hilton schildert Greueltaten der Aufrührer in erschütternden Einzelheiten, aber er setzt sich relativ leicht über «die andere Seite der Medaille» hinweg. Er gibt da keine Details, sondern sagt einfach und schlicht: «...Es ist in der Tat eine scheußliche Sache, daß viele absolut unschuldige Inder für die Unmenschlichkeiten, die von einigen wenigen ihrer Landsleute begangen worden sind, gelitten haben mögen,

[1]) Major-General Richard Hilton: The Indian Mutiny, A Century History, Hollis & Carter, London 1957.

[2]) Vgl. ferner: McLeod Innes: Lucknow and Oude in the mutiny, A. D. Innes & Co., London 1895.

und daß viele aufgehängt wurden, weil sie kein anderes Verbrechen begangen hatten, als eine dunkle Haut zu haben...» Er hat jedoch für seine Landsleute gleich eine Entschuldigung zur Hand, wenn er fortfährt: «Aber es (d. h. offenbar das wahllose Aufhängen) ist durchaus verständlich und sogar verzeihlich, wenn wir nicht gerade erwarten, daß diese einfachen, britischen Soldaten den Charakter von Engeln haben.»

Man muß Hilton zustimmen, wenn er feststellt, daß der Aufstand eher reaktionäre Motive hatte. Wie es in der Oxford-Geschichte Indiens heißt, war der Zusammenprall europäischer Erfindungen, wie Dampfschiff, Eisenbahn und Telegraf, mit indischem Konservatismus zu plötzlich gekommen. Hindus und Mohammedaner sahen darin eine Gefahr für ihre Glaubensbekenntnisse. Immerhin, man kann dem Verfasser schwer folgen, wenn er (eigentlich überflüssigerweise) auf die heutigen Verhältnisse in Indien zu sprechen kommt. Sehr kühn behauptet er, daß es zur Zeit der Mutiny in Indien 90% politisch unverdorbene(!) Menschen gegeben und sich sogar bis zum heutigen Tag darin nicht viel geändert habe. Er spinnt diese These von heute weiter aus, daß nämlich, wenn Agitatoren vom indischen Volk sprächen, so meinten sie eben jene zehnprozentige Minorität, zu der die «Babu-Klasse» der gebildeten, halbabendländischen (semi-westernized) und gewöhnlich agnostischen «Intelligentsia» gehört. Das Wort «Babu» bedeutet in diesem Zusammenhang nach dem Oxford-Lexikon «einen indischen Angestellten, der Englisch beherrscht, oder (verächtlich) einen halbanglisierten Hindu». Eine solche Darstellung bedeutet nicht nur eine Verkennung der gegenwärtigen politischen Situation Indiens, sondern hat auch in dieser Form etwas Beleidigendes an sich. Was hat sie überdies mit der Mutiny von 1857 zu tun? Hilton klagt ferner die britische Regierung an, daß sie (1947) die unter der Königin Viktoria geschlossenen Verträge mit den Fürsten nicht eingehalten habe. Ob der Enkel dieser Königin, Lord Louis Mountbatten, der als letzter Vizekönig die Verhandlungen mit den Fürsten geführt hat, der gleichen Ansicht ist, muß bezweifelt werden. Der Autor gelangt zu dem Ergebnis, die Zeit werde zeigen, «ob die politisch hilflosen Massen, auf lange Sicht gesehen, bei der Ersetzung des britischen Regimes durch ein solches der Babu-Intellektuellen profitieren werden». Dieser verletzende Angriff auf Indiens heutige Führer ist völlig ungerechtfertigt, auch wenn man nicht mit allem, was sie tun, einverstanden zu sein braucht. Der Autor endigt sein Buch mit den Worten: «Dieses Jahr, 1957, ein Jahrhundert nach der großen Revolte und zwei Jahrhunderte nach Plassey (Sieg Clives über den Nawab Siraj-ud-daulah) wird wahrscheinlich eine Flut von Büchern darüber bringen, wie Britannien Indien behandelt hat. Einige davon werden zweifellos einen antibritischen Beigeschmack haben. Wir brauchen uns über solche Attacken nicht aufzuregen...» Nun die Flut ist nicht hereingebrochen und, wie wir gesehen haben, sind sich die indischen Gelehrten noch nicht darüber einig, ob es sich bei der Mutiny um einen ersten Befreiungsversuch des indischen Volkes gehandelt hat oder nicht.

Der Kuriosität wegen sei erwähnt, daß ein deutscher Autor, Hermann Goedsche, unter dem Pseudonym «Lord John Redcliffe» ein dreibändiges Werk über die Revolte unter dem Titel «Nana Sahib» bereits 1858/59 bei dem Verlag Nöhring in Berlin veröffentlichte. Es ist erstaunlich, daß der Verfasser imstande war, in der kurzen Zeit sein Material zu sammeln.

Ernst Schäffer

Djilas' Neue Klasse

Der Verfasser dieses Buches ist den langen und beschwerlichen Weg eines kommunistischen Verschwörers gegangen, ohne sein unabhängiges Denken aufzugeben[1]). Er hat zudem die Tapferkeit bewahrt, für eine neugewonnene Überzeugung notfalls jedes Opfer zu bringen.

Seit seiner frühesten Jugend hat *Djilas* seine intellektuellen Fähigkeiten und seine ganze Tätigkeit in den Dienst des Kommunismus gestellt. Er gehörte der kleinen Gruppe an, welche die KPJ ins Leben gerufen und sie durch alle Phasen der Entwicklung bis zur Machtergreifung, in der Illegalität, im Partisanenkrieg und später

[1]) Milovan Djilas: The New Class, An analysis of the communist system, Frederick A. Praeger, Publisher, New York 1957.

in der Zeit des sogenannten «Aufbaus des Sozialismus» geführt hat. Was die Kommunisten, die «neue Klasse», nach der Machtergreifung einem Führer zu bieten vermochten, ward ihm zuteil. Bald wuchs seine Bedeutung über die Grenzen Jugoslawiens hinaus. Er war Mitbegründer des Kominforms, in dessen Schoß er namens der siegreichen Parteien die KP Frankreichs und Italiens einer scharfen Kritik unterwarf. An der konstituierenden Sitzung des Kominforms in Warschau mußten sich Duclos und Togliatti von Djilas über Taktik und Strategie belehren lassen. Damals geschah dies auf Weisung Moskaus, war doch Djilas der Liebling Stalins und der Kronprinz der KPJ. Er galt neben Schdanow als der bedeutendste stalinistische Propagandist der kommunistischen Welt.

Kaum zehn Jahre später treffen wir Djilas als Ankläger und Analytiker im anderen Lager, diesmals als der berufenste Zeuge gegen den Kommunismus. Er hatte eine gründliche und endgültige Enttäuschung erlitten, die wahrscheinlich noch schmerzlicher für ihn war, als dies in seinen Artikeln und seinem Buche zum Ausdruck kommt.

Djilas galt als das Gehirn des jugoslawischen Zentralkomitees, unter dessen Kontrolle sich das ganze Kulturleben des Landes entwickelte — wenn diese Entwicklung auch eher einem Vegetieren gleichkam. In seinen Händen lag die politische und propagandistische Steuerung aller innen- und außenpolitischen Aktionen. Er schuf die Gesetze, ihm unterstand die Parteitätigkeit, er bereitete die politischen Prozesse und Urteile vor. Seine Befugnisse waren weittragend und seine Verantwortung entsprechend beträchtlich. Heute ist er auf dem besten Wege, sich durch sein Buch und die Tapferkeit, mit der er die Verfolgungen seitens des Regimes erträgt, als Mensch und Politiker zu rehabilitieren. Im Gegensatz zu seinen früheren Artikeln, Essays und Büchern, in denen er mit Zitaten und Definitionen um sich warf, einem jeden und allen Lektionen erteilte und über politische Ereignisse, philosophische und wirtschaftliche Systeme zu Gericht saß, ist das Buch *Die neue Klasse* mit überlegener Ruhe und leidenschaftslos geschrieben. Es überzeugt durch eine erstaunlich durchdringende Kritik und einen Optimismus, der an den Sieg des Humanismus über die Tyrannei glaubt.

Man darf annehmen, daß es sich nicht um die letzte Phase von Djilas' Abrechnung mit der Theorie und Praxis des Kommunismus handelt. Vorläufig sind seiner Kritik noch Grenzen gesetzt, auch Grenzen des Wissens. Seine Kenntnisse über den Westen und dessen materielle und geistige Errungenschaften sind mangelhaft. Was er über die Emanzipation der sozialistischen Parteien und der westlichen Arbeiterbewegung weiß, ist Stückwerk geblieben. Anderseits ist Djilas als Kind der kommunistischen Partei noch immer ihrer Theorie verhaftet. Auch wenn er sie heute verwirft, bleiben vorläufig, wenn auch vielleicht unbewußt, gewisse Illusionen bestehen und es wird einiger Zeit bedürfen, um sich ihrer endgültig zu entledigen.

Ein besonderes Verdienst seines Buches darf darin gesehen werden, daß er die Entthronung Lenins, als des Hauptvulgarisators der Wissenschaft, und von Marx, als des Schöpfers der kommunistischen Theorie und Praxis der neuen Klasse, vollzieht. Gegenüber Marx bleiben immerhin gewisse Hemmungen bestehen, obwohl der Verfasser zugeben muß, daß der Ursprung der kommunistischen Despotie in den Ideen von Marx und Engels liegen könnte — eine bemerkenswerte Feststellung, weil der Kommunismus marxistischer und engelscher Prägung die Vulgarisierung der Wissenschaft und besonders der Hegelschen Philosophie mit sich brachte. Diese Philosophie war der Ausgangspunkt für die nachfolgende ökonomische, politisch-soziale und politische Entwicklung bis zur Revolution; in ihr sind schon alle Elemente des kommunistischen Systems eingeschlossen. Djilas spricht zwar immer über den gegenwärtigen Kommunismus. Die Geschichte aber lehrt uns und Djilas' Auseinandersetzung mit dem System bestätigt es, daß es keinen Unterschied gibt zwischen früherem und gegenwärtigem Kommunismus; die ständige Betonung der «zeitgenössischen» Ausdrucksform scheint uns gänzlich überflüssig. Wo immer der Kommunismus in Erscheinung trat, erwies er sich als destruktiv, unmoralisch, unmenschlich und verbrecherisch und enthielt alle Elemente und Kennzeichen der «neuen Klasse», welche uns Djilas so unmißverständlich vor Augen führt. Die Geschichte kennt keine Heldenzeit des Kommunismus, weil dieser weder als Idee noch in der Praxis eine solche hervorzubringen imstande war. Djilas konnte sich noch nicht zu dieser Erkenntnis durchringen, weil er in Er-

innerung an die Zeiten des Partisanenkrieges der Gefahr einer Romantisierung der Geschichte unterliegt. Das hindert nicht, daß die Zeit des kommunistischen Kampfes echte Helden hervorzubringen vermochte, und zwar auf beiden Seiten der Fronten. Ein solcher Held dürfte auch Djilas gewesen sein.

Es ist ein Teil des Romantisierungsprozesses, wenn Djilas behauptet, die kommunistische Revolution sei in Rußland, China und Jugoslawien (wie künftig in Indien und anderen unterentwickelten Ländern) unvermeidlich und die Kommunisten seien die einzigen gewesen, welche die Industrialisierung durchführen konnten. Der Verfasser schreibt dazu:

> «In diesen Ländern wurde die Revolution unvermeidlich. Sie war ein Lebensbedürfnis für die Nation und nur eine Klasse konnte sie ihr bringen: das Proletariat oder die revolutionäre Partei, die dieses verkörpert.»

Man weiß, daß es weder in Rußland, noch in China, noch in Jugoslawien das Proletariat war, das die Kommunisten an die Macht brachte. Ebensowenig verkörpert die kommunistische Partei das Proletariat. Es sind Überreste der Leninschen Theorie über die «Avantgarde des Proletariats», die den Verfasser dazu verleiten, die geschichtliche Entwicklung zu verzeichnen.

Trotz der erwähnten Mängel und Schwächen gibt es kein anderes Werk, das dem Kommunismus gefährlicher zu Leibe gerückt wäre. Obwohl Rußland als «Paradies der Werktätigen» in den Augen der westeuropäischen Arbeiterschaft längst entzaubert ist und der Kommunismus seine Anziehungskraft verloren hat, begegnet man im Westen oft genug einem gewissen Minderwertigkeitskomplex, einem Angstgefühl angesichts der kommunistischen Ideologie und der Staatengebilde, in denen diese verwicklicht wurde. Gerade die ungenügende Kenntnis des Kommunismus trug dazu bei, die Fama der ihm innewohnenden ideologischen Kraft und Dynamik verbreiten zu helfen.

Djilas' Buch befreit uns endgültig von dieser Verzauberung, indem es den Kommunismus in seinem ganzen Elend und seiner völligen Erbärmlichkeit und die «neue Klasse» auf dem Weg zur Illusion und schließlich zur Katastrophe aufzeigt. «Der zeitgenössische Kommunismus ist eine Art von Totalitarismus, der die Kontrolle über die Menschen auf Grund von drei Faktoren ausübt: Der erste ist die Macht, der zweite der Besitz und der dritte die Ideologie.»

Keinem totalitären System der Gegenwart, auch dem Nationalsozialismus und Faschismus nicht, «mit Ausnahme des kommunistischen, ist es in diesem Ausmaße gelungen, diese drei Faktoren der Herrschaftsausübung über die Menschen für sich zu mobilisieren...». Diese Macht «ist besonderer Art», sie «umschließt die Kontrolle über die Gedanken, über die Verwaltung und über den Besitz, eine Macht, die sich selbst zum Zwecke wurde». «Der Kommunismus erstrebt vor allem die physische oder die staatliche Macht.» «Die Macht ist das Alpha und Omega des kommunistischen Systems, sogar dort, wo der Kommunismus dies zu vermeiden suchte.»

Welcher Art ist diese Macht?

«Der zeitgenössische Kommunismus ist im wesentlichen dem totalen Staatskapitalismus gleichzusetzen...» Im kommunistischen System identifizieren sich Macht und Regierung durch den Gebrauch, den Genuß und die Verfügung über fast den gesamten Besitz des Volkes... Für die Kommunisten, deren Wünsche darauf gerichtet sind, als Parasiten auf Rechnung anderer zu leben, ist die Macht zum Ideal geworden... Die Sommervillen, die besten Wohnungen wurden enteignet. Das Beste ist für die höchsten Funktionäre reserviert; was übrig bleibt, wird nach Grad und bürokratischer Stellung verteilt.

«Der Parteisekretär und der Chef der Geheimpolizei verkörpern nicht nur die höchste Macht auf dem Platze, ihnen gehören auch die besten Häuser, Autos und ähnliche Privilegien.» Auch die gewöhnlichen Parteimitglieder wissen, «daß Macht die Vorteile dieser Welt im Gefolge hat. Das hat zur Folge, daß krankhafte Ambitionen, Unaufrichtigkeit, Niederträchtigkeit und Eifersucht unvermeidlich weiter blühen». Karrierismus und Bürokratie «sind die unheilbaren Krankheiten des Kommunismus».

Unter der Machtfuchtel der «neuen Klasse» «reduziert sich die politische Führung auf Diskussionen innerhalb exklusiver Gruppen, in denen das Cliquentum herrscht und der Nepotismus Urständ feiert». Das kommunistische System und die neue Klasse haben der Arbeiterschaft keine Vorteile gebracht. Im Gegenteil. «Das von der neuen Klasse im Namen der Arbeiterklasse über die ganze

Gesellschaft errichtete Monopol ist vor allem das Monopol über die Arbeiterklasse.» Auch die von Tito gepriesenen Arbeiterräte «sind nichts anderes als Mitbestandteile der Parteiarbeit». — «Im kommunistischen System wird nichts unternommen, um dem arbeitenden Menschen zu helfen.»

Die Kommunisten haben den Bauern den Krieg erklärt, weil sie keine anderen Besitzer neben sich dulden können... Die Kollektivierung war ein Krieg, der schreckliche Verwüstungen mit sich brachte...

Dem kommunistischen System und der neuen Klasse gilt die kommunistische Arbeit und gelten die Intellektuellen als besonders gefährlich. «Es (das kommunistische System) würgt und unterdrückt jegliche intellektuelle Tätigkeit...» In der Wissenschaft müssen sich die Atome für den Physiker nach der marxistischen Theorie richten, die Pflanzen für den Biologen nach der stalinistischen Theorie der Harmonie der sozialistischen Gesellschaft, usw. In der Kunst «unterscheidet sich der kommunistisch-sozialistische Realismus nicht einmal in der Terminologie vom Nationalsozialismus Hitlers». «Kommunismus ist Tyrannei über den Geist, die vollkommenste und brutalste Form der Tyrannei — mit der jede andere Tyrannei beginnt und endet.»

Für den Kommunisten gibt es weder Ethik noch Moral. Seine Moral besteht im Grunde genommen in der Ablehnung jeglicher menschlicher und ethischer Gesetze.

«Nachdem die ‚neue Klasse' die Industrialisierung verwirklicht hat, kann sie nur mehr ihre brutale Macht festigen und das Volk ausrauben. Sie hat aufgehört, Neues zu schaffen. Ihr geistiges Erbe wird von der geistigen Finsternis verschlungen.»

Wo Djilas über Gesetzgebung und Gerichtsbarkeit schreibt, prophezeit er den Gang seiner eigenen Prozesse, indem er sagt: «Die Gesetze werden nur vom Standpunkt der ‚neuen Klasse' geschrieben...» «Der Großteil der politischen Prozesse fußt auf der Anklage wegen sogenannter ‚feindlicher Propaganda', obwohl diese Formel absichtlich undefiniert bleibt... Statt dessen überläßt man es den Richtern und der Polizei, allein darüber zu befinden.»

Es gibt im ganzen Buch kaum einen Satz, den zu zitieren es sich nicht lohnte, kaum einen Gedanken, der nicht hervorgehoben zu werden verdiente. Der gescheiten und zutreffenden Analysen sind so viele, daß die schwachen Stellen kaum mehr ins Gewicht fallen.

Der aufmerksame Leser der «neuen Klasse» erhält eine klare Vorstellung der Verbrechen und Grausamkeiten, die der Kommunismus mit sich bringt. Der Maßstab, den ihm Djilas an die Hand gibt, um den Kommunismus zu messen, wird ihn verstehen lernen, was eigentlich in der kommunistischen Welt vor sich geht. Er wird schließlich die Antwort auf die Frage finden, weshalb die ersten Erdsatelliten auf sowjetischem Boden abgeschossen wurden: in einem geknechteten Lande, in dem man 30 Kilometer außerhalb des Stadtzentrums in knietiefem Schlamm versinkt, in dem 70% der Bevölkerung Schuhe aus Tuch mit Holzsohlen trägt, in dem die Kinder keine Bananen essen und die Frauen keine Nylonstrümpfe tragen, in dem Millionen von Menschen Sklavenarbeit verrichten.

Djilas' Argumente werden durch die Reaktion der jugoslawischen Kommunisten bestätigt, die nicht davor zurückscheuten, ein Ausnahme-Gesetz zu schaffen, um den Autor des Buches zu schwerem Kerker verurteilen zu können. Daß Djilas bereit ist, mit dem Preis seines Lebens für sein Bekenntnis einzustehen, gibt seinem Werk ein sokratisches Gewicht.

Die Welt hat eine neue tödliche Waffe gegen den Kommunismus in die Hand bekommen. Möge sie sich ihrer zu bedienen wissen.

Adil Zulfikarpasic

Strategie und Taktik des Weltkommunismus

Als Adolf Hitler in seinem Buch «Mein Kampf» aller Welt seine Machtpläne bekanntgab, wollte niemand glauben, daß er diese je zur tatsächlichen Durchführung bringen werde. Das Erwachen aus dieser Verblendung kam reichlich spät, damit auch die Erkenntnis, daß bei frühzeitigem Widerstand unendlich viel Unheil leicht hätte vermieden werden können. Analog verhält es sich heute mit dem Weltkommunismus. Seine Lehren und Ziele, seine Methoden zur Erreichung dieser Ziele sind nicht Geheimwissenschaft, sondern sind von den kommunistischen Propheten seit

über hundert Jahren schwarz auf weiß dargelegt worden; aber noch heute will man in der westlichen Welt, bis hinauf zu den höchsten verantwortlichen Staatsmännern, diese Dinge nicht wahr haben und noch weniger die Folgerungen daraus ziehen, bevor es zu spät ist. Immerhin braucht es im Vergleich zum Studium der nationalsozialistischen Ideologie mehr Mühe, sich durch die uferlose kommunistische Literatur hindurchzuarbeiten, um sich Klarheit zu verschaffen. Diese Mühe hat sich Dr. *Stefan T. Possony*, Professor für Internationale Politik an der Universität Georgetown, Washington D. C., genommen. Sein vor einigen Jahren in Amerika erschienenes Buch *A Century of Conflict*, ist in erweitertem Umfang in deutscher Übersetzung erschienen unter dem Titel *Jahrhundert des Aufruhrs, Die kommunistische Technik der Weltrevolution*[1]). Es wird durch ein reichhaltiges Quellenverzeichnis untermauert. Einige bedauerliche Übersetzungs- und Stilfehler sowie zahlreiche Druckfehler vermögen den hohen Wert des Inhalts nicht zu mindern. Der Verfasser hat sich in die ganze einschlägige Literatur von Marx und Engels bis heute, auch in die russischen Quellen, gründlich eingearbeitet und sich daraus, in Verbindung mit den Weltereignissen der letzten hundert Jahre, einen klaren Einblick in den Weltkommunismus mit seinen Zielen und Methoden verschafft. Diese seine reichen Kenntnisse teilt er dem Leser mit. Ob seine Veröffentlichung den Zugang zu den Persönlichkeiten findet, die in der westlichen Welt die Geschicke ihrer Länder und der zwischenstaatlichen Bindungen lenken, und dort auch gebührend beachtet wird, davon kann weltgeschichtlich Entscheidendes abhängen. Aber auch sonst sollten weiteste Kreise sich an Hand dieses hervorragenden Buches über die Dinge orientieren, die heutzutage die Lebensfragen des Abendlandes betreffen.

An Hand der Ereignisse und Publikationen seit 1847 wird die ganze Politik, Methodik und Strategie des Weltkommunismus in klarer und überzeugender Weise dargelegt. Namentlich wird hier eine Seite des Kommunismus untersucht, die in bisherigen Veröffentlichungen vernachlässigt worden war und doch so entscheidend wichtig ist: die Technik der kommunistischen Weltrevolution, die sowjetische Strategie und Taktik in dem auch durch sogenannte Friedensperioden ununterbrochenen Kampf um die Macht in der ganzen Welt. Der Verfasser verfolgt dabei die Entwicklung der kommunistischen Lehre von der Ausnutzung aller Konflikte und zeigt die auf dem operativen Wissen und Können mehrerer Generationen erfahrener Revolutionäre und Soldaten beruhende Machtergreifung und Expansion des Kommunismus in die freie Welt hinein. Das Besondere an dieser Technik ist, daß nicht durch die Verfolgung des eigenen Programms die Unterstützung der Massen gesucht wird, sondern durch Eintreten für nichtkommunistische Ideen. Wie die Piraten segelt man unter falscher Flagge. «Die bolschewistische Propaganda bemüht sich, die Völker glauben zu machen, daß sich der Kommunismus für die Beseitigung schlechter Zustände einsetzt. Was eine Nation auch immer plagen und beunruhigen mag, die Kommunisten versprechen, die Schwierigkeiten zu beheben. Wenn aber ein Land dabei ist, von sich aus eine Lösung für seine Probleme zu finden, sind die Kommunisten eifrig am Werk, das Vertrauen in die bestehenden Einrichtungen zu untergraben.» Winston Churchill schrieb im Jahre 1938: «Der Kommunismus ist nicht nur ein Glaubensbekenntnis, er ist ein Feldzugsplan. Ein Kommunist ist nicht nur der Träger bestimmter Ansichten, er ist auch verpflichtetermaßen der Kenner wohldurchdachter Mittel und deren gewaltsamer Anwendung.» Und Lenin erklärte am Fünften Allrussischen Kongreß der Sowjets im Jahre 1918: «Der Sozialismus hat ebenso aufgehört ein Dogma zu sein, wie er aufgehört hat ein Programm zu sein.» Die Macht des Kommunismus liegt in seiner Technik; aber diese beruht in erster Linie darin, daß sie sich an keine Methode gebunden fühlt, sondern das nach Ort und Zeit und Umständen günstigste Verfahren wählt, um an die Macht zu gelangen.

Nach Untersuchung der Vorläufer wird die russische Revolution von 1917/21 («die erste Runde der Weltrevolution») mit ihren Hauptakteuren Lenin, Trotzki, Helphand-Parvus usw. eingehend geschildert und dabei auch an Hand authentischer Unterlagen die bis jetzt unklar gebliebene Rolle aufgedeckt, welche die damalige deutsche Regierung und Heeresleitung in der Förderung der bolschewistischen Revolution gespielt hat. Von besonderem Interesse ist auch zu erfahren, wie stark Lenin von Clausewitz beeinflußt

[1]) Isar Verlag, München 1956.

war. Das Buch «Vom Kriege» gehörte in den entscheidenden Jahren zu seiner täglichen, ihn intensiv beschäftigenden Lektüre. Die darin enthaltenen Grundsätze wurden auf den politischen Machtkampf übertragen und zur Strategie des Weltkommunismus entwickelt. Seit damals und heute noch beherrscht das militärische Denken die kommunistischen Ziele und Methoden. Der Trotzki ablösende Kriegskommissar und engste Mitarbeiter Stalins, Frunze, propagierte die Ansicht, daß der Sieg dem gehöre, der die moralische Kraft zum Angriff aufbringe, und daß zwischen der proletarischen Regierung und der übrigen Welt keine andere Beziehung bestehen könne als die eines langen, beharrlichen und verzweifelten Krieges; die äußere Form dieses Verhältnisses könne wechseln, ebenso die Kampfführung: an Stelle des offenen Krieges können andere, nichtmilitärische Kampfformen treten, zum Beispiel diplomatische Verträge; sogar eine friedliche Koexistenz sei möglich, aber niemals für längere Zeit. Die Vernichtung des kapitalistischen Staatsapparates erfordere militärische Mittel von außen und Anwendung wirksamer Gewalt von innen; je größer die durch den Krieg bewirkte Verwüstung, desto besser seien die Aussichten der Revolution.

Stalin, der die Sowjetunion als die Basis der Weltrevolution betrachtete, förderte die Industrialisierung Rußlands nicht etwa zur Verbesserung des Lebensstandards seines Volkes, sondern zur Steigerung der sowjetischen Kriegsmacht. Nach seiner Machtübernahme fand 1928 der Sechste Weltkongreß der kommunistischen Internationale statt. Dort wurde festgestellt, daß Kriege ein Teil der Weltrevolution sind und daß in der Welt nicht eher Friede herrschen wird, als nicht die Kommunisten eine Weltdiktatur errichtet haben. Als Vorbereitung müssen die Streitkräfte und die zivilen Verteidigungsorganisationen des Gegners durch- und zersetzt werden. Die Kommunisten sollen sich zu diesem Zweck als Verfechter des Friedens ausgeben und Defaitismus aller Art schaffen. Überall sollen die Antagonismen geschürt werden: Nationalismus in den Kolonien, Rassenhaß, Minderheitskonflikte aller Schattierungen usw. In den Thesen des Sechsten Weltkongresses heißt es: «Das Proletariat der UdSSR und die Arbeiterbewegung in den kapitalistischen Ländern, angeführt durch die Kommunistische Internationale... unterstützen den Freiheitskampf aller kolonialen und der andern abhängigen Völker und werden ihn in Zukunft immer wirksamer und durch Taten unterstützen.» In dieser «Zukunft» stehen wir heute.

Von besonderem Interesse ist die Enthüllung der Beziehungen der Drahtzieher des Weltkommunismus zum deutschen Nationalsozialismus. Die Komintern betrieb den Kampf zwischen den deutschen Kommunisten und den Sozialdemokraten, um Hitler an die Macht zu bringen, weil sie einen großen Krieg im Westen wünschte, aus welchem letzten Endes die kommunistische Weltrevolution resultieren sollte. Dabei mußte die deutsche kommunistische Partei geopfert werden; Friedrich Engels hatte doch selbst die Worte Heinrichs IV. «Paris vaut bien une messe» wiederholt. Durch den Abschluß eines Nichtangriffspaktes veranlaßte Stalin Hitler, den Krieg gegen Polen und damit auch mit Frankreich und Großbritannien auszulösen. In Asien ermutigte er Tschiang Kai-schek zum Krieg gegen Japan, die chinesischen Kommunisten zum Krieg gegen Japan und Tschiang Kai-schek; mittels eines zweiten Nichtangriffspaktes verhalf er Japan zum Angriff gegen die Westmächte. Hitlers Angriff gegen Rußland bedeutete für die Lenker des Weltkommunismus eine Überraschung; aber schlußendlich hatte Stalin mit seiner komplizierten Kriegspolitik doch den gewünschten Erfolg; die besten Kastanien hatten ihm seine «Verbündeten» aus dem Feuer geholt. Die russische Diplomatie verhinderte mit Erfolg ein rasches Vortragen der alliierten Offensive durch Italien und jede Fronterweiterung im östlichen Mittelmeerraum; sie fand dabei das willige Ohr der Amerikaner. Im Mai 1945 widersetzte sie sich der Befreiung Prags durch die Truppen General Pattons und anschließend einem Vordringen der westlichen Alliierten nach Berlin. Diese sahen erst zu spät ein, daß Stalin nach El Alamein und Stalingrad zwei verschiedene Kriege führte: den Krieg zur Besiegung Hitlerdeutschlands und den sowjetischen Revolutionskrieg maximaler Ausdehnung.

Nach Kriegsende gelang es der geschickt getarnten kommunistischen Propaganda, die überhastete und übertriebene amerikanische Demobilmachung auf dem Weg über die amerikanische öffentliche Meinung zu erzwingen.

Der Rahmen dieser Buchbesprechung gestattet nicht, auf die gründlichen und überzeugenden Schilderungen des chine-

sischen Krieges, der Rolle Mao Tse-tungs und des dortigen Versagens der amerikanischen Politik näher einzutreten. Auch dort spielte sich auf seiten des Kommunismus alles nach der bewährten Strategie ab. Die Kanzleien des Westens waren eines der entscheidenden Schlachtfelder, auf denen China durch den Kommunismus erobert wurde.

Die sowjetische Strategie der Gegenwart zielt auf die Einkreisung des Westens hin. Getreu dem Stalinschen Grundsatz, daß die antisowjetische Front dort nachgeben muß, wo die Kettenglieder am schwächsten sind, werden anfällige Länder, oft mittels Tarnung durch Nationalismus, Antikolonialismus usw., für die kommunistische Sache gewonnen und von innen her durch Friedens- und Abrüstungspropaganda, Defaitismus, Minderheitenkonflikte, Atomspionage usw. in ihrer Aktionskraft geschwächt. Durch periphere Kriege und ähnliche Provokationen sollen Unstimmigkeiten unter den Westmächten geschaffen und die Paktorganisationen gelähmt werden, und letzten Endes soll sich der demoralisierte Westen zu einer für die Sowjetunion günstigen Zeit zu einer verzweifelten Offensive verführen lassen.

Die sowjetische Strategie handelt nach Schlieffens Cannae-Grundsätzen; der vernichtende Stoß wird gegen die schwachen Flanken und den Rücken des Gegners geführt. Täuschungsmanöver und Überraschung werden in jeder Lage angewendet. Aber während für den Westen jedem strategischen oder taktischen Plan Einfachheit und Klarheit zugrundeliegen müssen, verlangt die kommunistische Lehre, daß ein solcher Plan in seiner Ausführung kompliziert und widerspruchsvoll sei, um den Gegner irrezuleiten.

Frieden ist nach kommunistischer Auffassung der Endpunkt des Klassenkampfes. Wirklicher Friede kann also erst nach der Errichtung des weltumspannenden proletarischen Machtmonopols erreicht werden. Der landläufige Ausdruck «Frieden» bedeutet aber eine Konfliktssituation, in welcher an Stelle gewaltsamer Kampfmittel nichtmilitärische Waffen zur Anwendung kommen. Dieser Zustand dauert in stets wechselnder Form bis zur Erreichung des Zieles: des vom Weltkommunismus beherrschten Friedens. Possony faßt diese Tatsachen in den trefflichen Satz zusammen: «Alles ist Krieg, und Frieden ist sein Prophet.»

«Jahrhundert des Aufruhrs» will durch die gründliche Darlegung der kommunistischen Technik die freie Welt warnen und durch Kenntnis der Umstände in die Lage versetzen, auf der Hut zu sein, sich wirksam zu verteidigen und vom Gegner zu lernen. Die Schwächen des Weltkommunismus müssen erkannt und ausgenützt werden. Die Soldaten der Roten Armee und namentlich der Satellitenarmeen sind für die Methoden des revolutionären Antimilitarismus sehr empfänglich. Der kommunistische Staat ist übermäßig zentralisiert, die Verantwortung ist überkonzentriert, eine kleine Elite übt eine exzessive Kontrolle und eine despotische, persönliche Macht aus und kann sich dabei nicht auf die Mehrheit der Bevölkerung stützen; denn diese ist ihr gegenüber von Grund auf unloyal. Die Machthaber leben in ständiger Furcht vor ihren Kollegen, vor der politischen Polizei und vor dem Volk. Diese Grundschwächen sollten von der freien Welt viel mehr beachtet und ausgenützt werden. Auf der Hut sein heißt nicht Angst haben und schwach sein. Die Geschichte lehrt, daß festes, unerschrockenes Auftreten die einzige Sprache ist, die von den Kommunisten verstanden wird. Es braucht nur an Finnland erinnert zu werden. Possonys Buch schließt mit den Sätzen: «Mangel an Mut und Glauben ist das größte Übel der modernen Politik. Zivilisation und Freiheit können diesen Kampf nicht in Furcht überstehen. Gott schuf den Menschen nicht nach dem Vorbild eines sich krümmenden Wurms. Er schuf ihn als Menschen.»

Paul Wacker

Die Gestalt und das Sein

Es ist sehr begrüßenswert, daß uns der um die Erforschung der griechischen Religion hochverdiente Professor *Walter F. Otto* in einem über vierhundert Seiten umfassenden Band seine *Gesammelten Abhandlungen* vorlegt[1]). Seit dem Erscheinen von Friedrich Nietzsches *Philologica*

[1]) Die Gestalt und das Sein. Gesammelte Abhandlungen über den Mythos und seine Bedeutung für die Menschheit. Eugen Diederichs Verlag, 1955.

am Ende des vorigen Jahrhunderts gibt es leider nur eine kleine Anzahl von Bänden, die sich mit einer ähnlich großen Liebe und klarem Verständnis, tiefer Ehrfurcht und feiner Bescheidenheit den zentralen Problemen des Alterstums widmen, wie das in den genialen ‚Entwürfen' Nietzsches und in den *Abhandlungen* von Otto der Fall ist. Wir täten Otto Unrecht, wenn wir behaupten würden, daß er sich allein um die Deutung der griechischen Religion bemüht. Das Besondere von Ottos *Gesammelten Abhandlungen* liegt darin, daß sein Interesse vor allem auch demjenigen gilt, was sich mit der ‚Hohen Zeit' des Hellenentums — von Homer bis zur Philosophie des Sokrates und Platon — in späterer, christlicher Zeit am engsten berührt. So muß es uns nicht Wunder nehmen, wenn die Dichtung Hölderlins, der der klassischen Antike verwandteste Dichter, in verschiedenen Aufsätzen Ottos im Vordergrund steht. Ja, der Leser mag wohl auf Grund dieser beeindruckenden Studien zu dem Schluß kommen, daß Hölderlin überhaupt nur mit Hilfe der Kenntnis Pindarischer Dichtungen und von der Antike her in legitimer Weise erfaßt werden kann. Es ist Otto gelungen, die Erforschung von Hölderlins Schriften, deren Deutung mit vielen Schwierigkeiten verbunden ist, um wesentliche Beiträge zu vermehren, und man möchte hoffen, daß letztere auch in den Besitz der Germanisten übergehen mögen.

Es wäre ein waghalsiges Unternehmen, dem Leser Ottos Gedankengänge in den einzelnen *Abhandlungen* (es sind deren vierzehn) nachzuerzählen. Ein Buch, das so ganz außerhalb seiner Zeit steht, möchte doch gerade weil es sich mit in so vieler Hinsicht Letztgültigem beschäftigt, in allen Einzelheiten gelesen und mit der Ruhe betrachtet werden, die man ernsten Dingen zuwendet. Wir müssen uns mit einigen kurzen Hinweisen auf Thesen begnügen, die dem Autor in seinen *Gesammelten Abhandlungen* und anderswo besonders am Herz liegen[2]).

Was Otto unter dem ‚Göttlichen', d. h. unter der griechischen Religion überhaupt versteht, läßt sich vielleicht am eindrücklichsten durch ein Zitat belegen, das die Gegenüberstellung der Auffassung griechischer Religion bei Goethe und Hölderlin zum Inhalt hat. Mit Bezugnahme auf den zweiten Teil des Faust und insbesondere der klassischen Walpurgisnacht spricht Otto von ‚Naturgeistern' und sagt dann: «Der Dichter (sc. Goethe) denkt auch hier nach Art des Spätgriechischen, ja des Ovidisch-Römischen, wobei freilich sein Wissen von der Natur den dämonischen Gestalten ihre tiefsten Geheimnisse entlockt. Von den Naturgeistern aber — einerlei wie die Griechen selbst sie genannt haben — führt kein Weg zu den Göttern. Diese gehören einer besonderen Kategorie des Seins an. Das wesenhaft Göttliche aber — nicht als Schöpferkraft, Herrschaft, Gericht und Erlösung, sondern als verehrungswürdigste Kategorie des Seins — ist eine dem griechischen Geist beschiedene Offenbarung; und diese Idee — das zu verstehen ist von der höchsten Wichtigkeit — berührt den Kosmos des Goetheschen Geistes nur an seiner äußersten Peripherie. Für Hölderlin aber steht sie im Zentrum» (p. 193).

Das Göttliche offenbart sich im alten Griechenland in verschiedenen ‚Seinsgestalten', eben den Gestalten der Götter selbst. Man darf das Wesen der griechischen Götter ebensowenig im Transzendenten suchen, wie das bei anderen Religionen der Fall sein mag, noch in der Welt des Profanen, wie das von seiten der Gegner heidnischer Religion mit Vorliebe geschieht. Sondern, «wie der griechische Künstler die Gültigkeit und Ewigkeit inmitten der sinnlichen Lebenswärme und Unmittelbarkeit zur Erscheinung bringt, so vermählt sich in den olympischen Göttern das Irdische mit dem Überirdischen, indem sie beides auf einmal sind, als lebendige Gestalten der Wirklichkeit» (p.127).

Die ‚Seinsgestalten' der meisten Götter sind für uns zum ersten Male in den Gesängen des größten Epikers des Abendlandes, Homer, faßbar. Spätergeborene Dichter und ganz besonders die griechi-

[2]) Von Ottos Werken seien noch etwa die folgenden genannt: *Dionysos* (1933); *Theophania, Der Geist der altgriechischen Religion* (1956); *Die Götter Griechenlands* (1929). Das letztgenannte Werk ist vor kurzem in einer englischen Übersetzung von Professor Moses Hadas, Columbia University, New York, erschienen. Die Übersetzung trägt den Titel *The Homeric Gods*. Bisher gab es in englischer Sprache keine zureichende Darstellung der griechischen Religion. Diese große Lücke wird nun durch die ausgezeichnete und getreue Übersetzung von Hadas geschlossen und somit das Wesen der griechischen Religion in Zukunft auch einem angelsächsischen Leserkreis zugänglich.

schen Bildhauer und Maler der klassischen Zeit haben das Bild der griechischen Gottheiten, das wir heute in unserem Sinn tragen, nicht nur vertieft, sondern auch das Großartig-Erhabene der Götter dem antiken Menschen in reinster Fassung vor Augen gestellt. Es ist uns vergönnt, dieses Schauspiel in einigen wenigen glücklichen Funden, welche die Archäologen der Erde entrissen haben, wieder mitzuerleben (Apoll von Olympia, Apoll von Belvedere).

Man kann nicht genug betonen, daß mit dem Auftreten der griechischen Götter oder den ‚Seinsgestalten', die jede eine Welt für sich umfaßt, etwas grundsätzlich Neues in der Geschichte der Menschheit begonnen hat. Der griechischen Religion stehen einerseits in der Vorzeit die orientalischen Kulte, andrerseits in der Spätzeit das Christentum gegenüber. Die Ermöglichung der Geburt freien Menschentums — die Auffassung des Menschen als im Kosmos stehender freier Persönlichkeit — dafür geben die erdnahen griechischen Götter das Vorbild ab. Unsere jetzige Zeit, die wie noch selten eine Epoche daran krankt, daß sie, triefend vor humanitären Idealen, doch eigentlich nicht mehr um den *Menschen* weiß, möge sich an der Wirklichkeit des griechischen Menschenbildes, wie es Otto überliefert, orientieren, wenn in der Zukunft überhaupt noch Ersprießliches gedeihen soll: «Was auch die neuzeitliche Geschichtsforschung, Philosophie und Psychologie lehren mögen: wer ein Auge hat, die uns erhaltenen Gestalten griechischer Jünglinge und Mädchen, Männer und Frauen zu sehen, der kann keinen Augenblick daran zweifeln, daß hier etwas Einmaliges von göttlicher Art leibhaftig in die Welt getreten ist. Was je von stiller Größe, gebändigter Kraft, edler Bescheidenheit, Seelenreinheit, Geisteshelle und Freiheit gesagt worden ist, hier ist es Wirklichkeit geworden in der reinsten Harmonie des Leiblichen und Geistigen. Nur ein Blinder kann bei diesem Gestaltwunder an ein Wunschbild von dem, was der Mensch selbst gern sein möchte, denken. Solches Leben kann nur ausstrahlen, was schon im Sein ist. Über seine wahre Herkunft gibt das griechische Menschenbild selbst Auskunft: es ist ja zugleich das Bild des Gottes, nicht, wie man gedankenlos sagte, vom Menschen auf die Gottheit übertragen, sondern als ein göttliches geoffenbart und dem Menschen zu eigen gegeben» (p. 65).

Es hat etwas tief Beängstigendes, wenn in der Gegenwart europäische Jugend die Erneuerung, sei es vom Osten, sei es von den überseeischen Staaten des Westens erhofft, wo doch letztgültige Wahrheit schon längst geformt und erprobt greifbar nahe liegt. Wie es mit dem freien Menschentum im Osten bestellt ist, das hat man unlängst mit aller Deutlichkeit erfahren. Blicken wir tiefer nach Asien, so müssen wir allerdings Otto völlig beistimmen, wenn er für den Europäer im Osten noch eine andere, zweite Gefahr erkennt. Der durch die technische Entwicklung der letzten hundert Jahre zu schnell fortgeschrittene Europäer ist «trotz seiner Erfindsamkeit», sagt Otto treffend, «ärmer geworden an Existenz. Das darf er sich nicht verhehlen. Denn bei der unausbleiblichen Auseinandersetzung mit dem Osten werden nicht nur solche Güter in Anschlag kommen, um deren Besitz wir uns bemühen. Der orientalische Mensch ist noch im Besitz der Einheit vermöge seines geheimnisvollen Sinnes für das Urwesenhafte, das die Weltwirklichkeit trägt und ihn selbst mit ihr verbindet» (p. 179). Was aber ist vom Westen zu erwarten, wo der Fortschritt keine Grenzen kennt, wo das heute Neue morgen schon veraltet ist; wo die Vorstellung vom griechischen Menschenbild deshalb auf keinen fruchtbaren Boden fallen dürfte, weil jegliche Bindung an ‚Urwesenhaftes' eher hemmend als fördernd betrachtet wird. Es scheint uns als ob dieser Sucht nach Verzettelung und Auflösung, die allerorten jetzt leider die eifrigsten Nachahmer findet und damit schon beweist wie wenig ihr eine maßgebende Mitte bedeutet, von der europäischen Jugend auf entschiedenste Weise begegnet werden muß, indem sie wieder zu einer Harmonie von Geist und Leib und auch zu einer Bindung von Natur und Geist zurückfindet. In der Verwirklichung dieser Bindung erfüllt sie zugleich das griechische Menschenbild.

Es ist Otto mit Hilfe von Parallelen in der Dichtung Hölderlins aufs schönste gelungen, die Stellung des griechischen Menschen im Kosmos zu umschreiben. Wir wiesen schon auf das Wichtigste hin, nämlich die Begegnung mit dem Göttlichen. Eng damit verbunden ist der Aspekt des Tragischen, der schon von Nietzsche als eine Folge dieser Begegnung mit dem Göttlichen aufgefaßt wurde. «Denn nicht zu Heil und Erlösung, nicht zur Sicherung seiner Existenz begegnet das Göttliche dem Menschen, sondern daß

er daran zerbreche und einkehre in die absolute Stille vor dem Erhabenen, das allein Bestand hat und die Welt ist» (p. 208). Man hat sich in christlicher Zeit oft über die Möglichkeit einer Synthese gewundert, die den Gedanken der absoluten Freiheit, der strengen Bindung an Religion (Mythos und Kultus) und die Notwendigkeit des Tragischen umfaßt. Daß diese Synthese zum eigensten des griechischen Menschenbildes gehört, darüber belehren uns die Helden griechischer Tragödien. Man ist immer wieder von der Lebensfülle überwältigt, die uns aus diesen Gestalten entgegenstrahlt und der unser von tausend und abertausend Zerstreuungen heimgesuchtes Leben nichts entgegenzustellen hat, weil ihm die Kenntnis der Einmaligkeit und Unbedingtheit des Seins so völlig mangelt. «Der neuzeitliche Mensch hat», nach Otto, «vom Baume der Erkenntnis gegessen, und die Augen sind ihm aufgegangen, daß er nackt sei, ein einsames Ich ohne Welt, ein unglücklicher Intellekt und Wille, der vom Alleben losgerissen, sich um sich selbst drehen muß» (p. 281).

Die Betrachtung des griechischen Menschenbildes und der Dichtungen Hölderlins haben Otto veranlaßt, an verschiedenen Stellen seiner Abhandlungen zum Problem der Antithese Natur und Geist Stellung zu nehmen. Der Forscher hat es in schönster Weise verstanden, die antiken Vorstellungen zu diesem Problem, die am ergreifendsten im Kampf der Olympischen gegen die vor-Olympischen Götter aufleuchten, zum Verständnis der Dichtung Hölderlins und insbesondere seines *Empedokles* zu verwerten. Verweilen wir vorläufig noch im Gebiet der Antike. Man erinnert sich, daß Nietzsches *Geburt der Tragödie aus dem Geiste der Musik* nur von den allerwenigsten mit Begeisterung aufgenommen wurde und daß die Philologenzunft auch heute noch die Hirngespinste des Basler Professors mitleidig belächelt. Otto betont nun mit Recht, «daß der Kampf der alten und neuen Götter» und «dessen bedeutendstes Symptom», wie z. B. der «Bund zwischen Apollon und Dionysos in Delphi... die Zentralidee der griechischen Religion» sei (p. 195). Man wird im feindlichen Lager wohl nicht zögern, geltend zu machen, daß diese Formulierung überspitzt sei. Sie trifft aber im Gegenteil ganz Wesenhaftes. Erinnert sei hier nur an die großartige Gestaltung, welche Äschylos in seiner *Orestie*, wenige Jahre vor der Auflösung der reinsten Form des griechischen Menschenbildes, eben diesem Gedankenkomplex gegeben hat.

Otto geht freilich noch einen Schritt weiter über die oben zitierte Feststellung hinaus, wenn er hinzufügt, daß «unser geistiges Sein sich auf dieses Grundmotiv der griechischen Religion gründe» (p. 195). Wenn weiterhin nach der Bedeutung der Begriffe Natur und Geist bei den Völkern des Orients gefragt wird und Otto zu dem Schluß kommt, daß «der Orient, trotz scheinbarer Analogien, nichts Entsprechendes hat», so gibt sich dem Leser die hehre Größe der griechischen Perspektive mit aller Deutlichkeit kund. Wie schon an anderer Stelle bemerkt wurde, fordert die Erkenntnis dieses geistigen Seins nicht nur unsere verpflichtende Verantwortung gegenüber der griechischen Tradition heraus, sondern auch eine Abweisung der ganz im Fortschritt, Utilitarismus und Materialismus befangenen Zivilisationen des Ostens und des Westens.

Unsere heutige Vorstellung von Natur wird immer noch zu engherzig von der Philosophie Rousseaus und den schwärmerischen Dichtungen, insbesondere der deutschen Romantiker bestimmt. Daher erklärt sich in vielen Fällen das absprechende Urteil gegenüber dem in der Romantik, etwa in Heinses *Ardinghello*, oder gar in einigen Schriften Schillers geprägten Begriff der Natur, wie wenn hier dem Wesen der Natur überhaupt schon auf den Grund gekommen und Letztgültiges ausgesagt worden wäre. Das Wesen der Natur — des Aorgischen im Hölderlinschen oder der vor-Olympischen Götter im griechischen Sinne — so mißzuverstehen, hätten allein die zahlreichen Betrachtungen zur Natur, die über Goethes Gesamtwerk verstreut sind, ausschließen sollen. Mit dem Begriff der Natur im altgriechischen Sinn verbindet sich vor allem die Vorstellung von der ‚Heiligkeit des Elementaren'. Otto faßt die Antithese Natur-Geist folgendermaßen zusammen[3]): «Von ihm (sc. der Heiligkeit des Elementaren) war die vorhomerische Weltanschauung ganz erfüllt. Und der Homerische Geist — das ist für unser Urteil über ihn von der größten Bedeutung — hat dies Gefühl nicht bloß verleugnet, sondern vielmehr befreit

[3]) Obwohl das Problem den Autor an verschiedenen Stellen seiner *Abhandlungen* beschäftigt, sei hier auf diese besonders eindrückliche Charakterisierung hingewiesen.

und geklärt und dadurch nur lebensinniger wiedergeboren. Denn wenn auch die mütterlichen Urgewalten durch den Sieg der Olympier, und das heißt: des männlichen und geistigen Prinzips, als solche aus dem ersten Range zurücktreten mußten, so sind sie doch nie zur Unheiligkeit verdammt worden (wie die Urgeister in manchen anderen Religionen), sondern als unerschütterlicher Unter- und Hintergrund stehen geblieben. Ja noch mehr: ihr ewiges Sein kehrt durch die Olympier und in diesen selbst erneut wieder. Das Elementare hat nun nicht mehr die Wildheit und Grenzenlosigkeit, die den Gedanken verwirrt und vor dem Abgrund des Ungeheuren sprachlos erschauern läßt. Und doch ist von seiner Urfülle nichts verloren, weil es die ganze Tiefe seines Wesens in das Wunder der Gestalt ergossen hat. Man prüfe das Wort und die Bildschöpfung der Griechen und frage sich, wo das Leben lebendiger atmet als in diesen klaren Formen des So-Seins. Wer so zu schauen vermag, der hat das Recht, die Gestalt anzubeten. Natur und Geist — hier ist Eines im Anderen und kehrt mit ihm reicher und größer wieder. Eine wunderbare Liebe zum Seienden — echter ‚Amor intellectualis', der ‚nicht begehren kann, daß es ihn wieder liebe' — schließt das Sein der Welt auf» (p. 110).

Die Loslösung des heutigen Menschen von der ‚Heiligkeit des Elementaren' ist wohl einer der maßgebendsten Gründe dafür, daß sich harmonisches Sein im Sinne vom griechischen Menschenbild nicht mehr verwirklichen kann. Alle geistigen Strömungen, alle ‚Ismen' des vergangenen und unseres Jahrhunderts, kranken an der tragischen Spaltung einer in früherer Zeit dagewesenen Einheit von Natur und Geist. Man kann zudem noch verfolgen, daß Geistiges, das in seinem Urgrund schon brüchig geworden, nur durch eine Zuwendung zur Natur, zum Aorgischen in Hölderlins Sprache, Heilung erfahren hätte, zu sehr in den Vordergrund gerückt wurde. Noch Stefan George mahnt im Gedicht *Ursprünge* in eindrucksvoller Weise an die ‚Heiligkeit des Elementaren', ohne daß ihm jedoch gebührend Gehör geschenkt wurde. Selbst die engste Nachfolge des Dichters hat sich zu sehr durch Sokrates' Philosophie und Platons Ideenlehre leiten lassen. Die sokratische Philosophie ruht aber nicht mehr auf der Geschlossenheit und wundervollen Einheit von Natur und Geist, die das griechische Menschenbild bestimmt. Otto hat die völlig anders geartete Stellung Platons zu wesentlichen Anschauungen früherer Dichter besonders schön in der Abhandlung *Tyrtaios und die Unsterblichkeit des Ruhmes* (pp. 367ff.) aufgezeigt. So sagt er, das Problem, um das es hier geht, klar umreißend: «Es ist ein unersetzlicher Vorzug der noch vom Mythos getragenen Kultur, daß sie dem Leben, statt abstrakter Grundsätze, überzeugende Bilder vor Augen stellen kann: die Gestalten der Ahnen, der Heroen und, auf der höchsten Stufe, die der Götter, deren Leuchtkraft mehr vermag als der Appell an Pflicht und Gewissen und an das selbständige Urteil; zumal wenn der Nachgeborene in sich selbst das edle Blut der Heroen fühlt. So darf er sich mehr an den angeborenen Adel der Natur und an das Vorbild der Ahnen halten, die ihn mit den Göttern verbinden, als an die selbstverantwortliche Vernunft, die ein späteres Zeitalter als göttliche Führerin verehrte» (p. 386).

Die Trennung von Natur und Geist scheint noch nie so wie gerade heutzutage eine absolut endgültige geworden zu sein. Die tiefbegründete Tatsache, daß Natur und Geist zusammengehören und nur in dieser Zusammengehörigkeit eine abgerundete Einheit bilden, ist vergessen. Die Verantwortung mögen vielleicht die sogenannten Naturwissenschaften tragen, die den Menschen der Natur nicht etwa näher gebracht haben, sondern die Kluft zwischen Mensch und Natur entschieden vergrößert haben. Es gibt für uns überhaupt keine ‚Heiligkeit des Elementaren' mehr. «Wir lassen sie (sc. die Natur) nicht sein, was sie ist, sondern vergewaltigen sie — oder vielmehr, da sie sich nicht vergewaltigen läßt, sondern sich nur vor uns zurückzieht: wir richten durch unser technisches Denken und aktives Mechanisieren zwischen ihr und uns eine zweite künstliche, tote Natur als Scheidewand auf. Und wie soll da noch, nach Hölderlins Worten, das Göttliche in der Mitte von beiden wohnen?» (p. 202).

Das sich Trennen vom mütterlichen Schoß der Natur bedeutet ein sich Lossagen von allem kernhaften Ursprung. Um zum Schluß noch eines der Hauptanliegen in Ottos Schriften zu berühren, müßte an diesem Punkt auf das Wesen des Mythos und Kultus hingewiesen werden. Mythos und Kultus hängen mit Ursprunghaftem zusammen und müssen darum in einer Zeit wie der unseren Begriffe sein, die uns kaum noch etwas angehen.

Für den antiken Menschen sind Mythos und Kultus untrennbar miteinander verbunden. Der Mythos ist das primäre und ohne Mythos gibt es keinen Kultus. Der Kultus, z. B. die Feste für bestimmte Götter und die Handlungen, die während dieser Feste vollzogen werden, geben Aufschluß über den Inhalt des Mythos. Otto betont mehrfach, daß der Mythos «nicht wie das Märchen, ein Spiel der träumenden Phantasie, sondern höchsten Ernst, heilige Gewißheit, und dadurch Maßstab für die Richtung und Richtigkeit alles Denkens und Tuns bedeutet» (p. 218). Der Bereich des Mythos offenbart sich in den Zeilen großer, ursprünglicher Dichter, beispielsweise des Homer oder Dante. Ihre «Bilder und Gestalten sind gleichsam magische Zurufe, an die Seinswelt gerichtet. Sie muß sich auftun, sie muß den dichten Schleier abwerfen, den Verstandesbegriffe und Zweckgedanken gewoben haben, und in der Urgestalt hervortreten, die für sich selbst zeugt und uns augenblicklich bis ins Tiefste erschüttert» (p. 217). In solchem Zustand erhebt sich der Mensch auf eine höhere Stufe des Erkennens und des Erlebens. Im Kultus, der in seinen Handlungen den Mythos widerspiegelt, findet die Begegnung des Menschen mit dem Göttlichen und mit allem Urwesenhaften statt. Deshalb ist alle Handlung im Kultus von solcher Erhabenheit, Heiligkeit und Bedeutsamkeit. Besäßen wir ausschließlich die religiösen Dokumente über den griechischen Mythos und Kultus, so würde vielleicht ein mancher der herrlichen Fülle dieser Erscheinungen wenig Vertrauen schenken und ein ähnliches Durchdrungensein des Lebens mit dem Göttlichen und Urwesenhaften kaum für möglich halten. Doch die griechische Kunst, die Skulptur und die Architektur sowie die Bilder auf den Vasen, und vor allem die Dichtung bestätigen das Sein der Aspekte, die zur Formung des griechischen Menschenbildes grundsätzlich beigetragen haben und mit denen sich auseinanderzusetzen uns immer eine dringende Pflicht bleiben soll.

Christoph Clairmont

Emil Staigers Goethe-Werk

Der zweite Band von Emil Staigers Goethe-Werk ist 1956 im *Atlantis-Verlag* erschienen. Er umfaßt die Jahre 1786—1814, also die mittlere Zeit des Dichters, die Zeit zwischen der Italienischen Reise und den «Wahlverwandtschaften». Eine Zeit, die man gemeinhin unter dem Begriff der *Klassik* zusammenzufassen pflegt. Goethes Klassik — man spricht das Wort aus, und schon will einen gemischte Empfindung überkommen. Denn offensichtlich war Goethe nicht dort der größere Dichter, wo er die im Bunde mit Schiller ausgearbeitete Theorie der Klassik befolgte, diese ebenso respektable wie befremdliche Bemühung, das rechte Tun und Dichten an sichere Regeln zu knüpfen. Sondern dort war er groß, wo er, auch gegen die Theorie, den spontan aufbrechenden Schöpferkräften freie Bahn ließ. Was man in den Schulen gelernt hat und weiterlehrt: die Dauer im Wechsel, die Lehre vom Typus, das ewige Griechenland — all das taucht mit dem Worte schattenhaft herauf, abgezehrte Geister, die man zu oft beschworen hat... Und man nimmt den Band zur Hand, voller Spannung, wie es dem Autor gelingen werde, auf diesem Rummelplatz der Literaturgeschichte neues Gras zum Leben zu wecken!

Aber das schwer zu Leistende gelingt. Wir lesen die 533 Seiten mit wachsender Anteilnahme. Das Altbekannte, Scheinbekannte verfremdet sich zusehends; was plan wie eine Kulisse schien, vertieft sich zu mannigfach belichteten, wechselvollen Räumen; man geht in diese Räume hinein, tastet sich vor, froh, sich da und dort doch wieder an etwas Vertrautem festzuhalten. So sehr hat sich alles gewandelt. Staigers Sprache ist auf unerbittliche Weise sachlich; nichts läßt sie aus dem Griff, was sie einmal angefaßt hat; sie umschreibt jedes Phänomen in seiner Differenziertheit, um es dann doch auf das Grundsätzliche, Wesentliche zurückzuführen. Diese Sprache, die sich mit ihren leisen Archaismen (gedenken, heischen, rätlich scheinen, sich ründen; der morgende Tag, seines Grabes geehrte Stätte) der geliebten Goethezeit unmittelbar zuneigt — und dann doch wieder als scharfgeschliffenes Instrument der Analyse dem zwanzigsten Jahrhundert verpflichtet bleibt.

Trotz der außerordentlichen sprachlichen Präzision ist die Lektüre nicht immer leicht. Was aus so großer Umsicht, aus einer so seltenen Kraft des Sammelns, Sichtens, Abwägens, Nachgestaltens entstanden ist, kann auch nur von analogen Organen recht aufgefaßt und gewürdigt werden. Auch sind die behandelten Werke zum Teil theoretischer Art, wie etwa die Morphologie oder die Farbenlehre. Und in diesen mittleren Jahren war Goethe, im Bunde mit Schiller, besonders versucht, das Klassische, als das ein- für allemal richtige Dichten, rundum mit sichernden Begriffen zu bepfählen. Hier stellt sich die Frage, ob nicht all den langwierigen philosophisch-ästhetischen Bemühungen unserer Klassiker zu viel Gewicht beigemessen werde, und zwar nicht nur von Staiger, sondern von der gesamten deutschen Literaturwissenschaft. Aber im Falle Goethes wird man doch zugestehen, daß die Theorie als Vorspiel und Nachspiel zur reinen Dichtung berechtigt war. Ein Johann Peter Hebel oder ein Jeremias Gotthelf, die noch fraglos auf ihrem Bauernboden dichten, haben die Theorie nicht nötig. Aber die goethesche Idee der Klassik, unter römischem und sizilischem Himmel empfangen, wo die Sonne Homers noch glänzt — eine solche Idee wird schwierig, wenn man mit ihr in die nordischen Nebelhimmel zurückkehrt. Sie wird schwierig in einer Welt, die sich nicht mehr, wie die Welt Homers, in patriarchalischen Traditionen ruhig fortbewegt, sondern mit der Französischen Revolution in eine Ära der Krisen und Katastrophen eingetreten ist. Die ungeheuren Gegensätze zwischen dem ersehnten und dem zeitgenössischen Dasein mußten einen Dichter, und nun gar einen deutschen Dichter, zur Theorie verführen. Diese Dinge hat Emil Staiger in den Kapiteln um «Hermann und Dorothea» besonders schön erläutert.

Aber wahrhaft beglückt sind wir, wenn anhand der reinen Dichtung wieder jener «strahlende Grundakkord» ertönt, der uns Goethe so lieb macht. Es ist die Kraft der Bejahung, die unerschöpfliche Liebeskraft. Diese Liebe beginnt im Privatesten und endet im Universellen. So wie sich Mann und Frau einander zuneigen, bezaubernd und bezaubert, so steht der Mensch auch innig in der Natur drin, ja so steht die ganze Schöpfung in der Gottheit! Da ist kein Ich ohne Du, kein Subjekt ohne Objekt, kein Sternenhimmel ohne das menschliche Herz, das in seinem Anblick höher schlägt. Der klassische Mensch steht in der Mitte des Universums.

Darum auch hat sich Goethe so leidenschaftlich aufgelehnt gegen eine Naturwissenschaft, die ganz vom Menschen abstrahiert — gegen jene Mikroskope und Fernrohre, gegen das in Farben auseinandergebogene Licht, gegen alles und jedes, was geeignet ist, «den reinen Menschensinn zu verwirren». Das menschliche Auge ist sonnenhaft, und so genießt es auch gleiche Würde wie die Sonne, die doch Gottes höchste sinnliche Offenbarung ist. Wenn Goethe von der Naturwissenschaft seiner Zeit geängstigt war, was müßte er erst zu *unserer* Zeit sagen, wo unmenschliche Abstraktheit die schändlichsten Triumphe feiert? Wo, mit Staigers Worten, «sich die ganze Erdoberfläche allmählich in eine Werkstatt verwandelt und jedermann darauf bedacht scheint, sich noch der letzten Geborgenheit in einem Reich, das wir nicht selbst geschaffen haben, zu berauben» (S. 243).

Und doch ist es nur die Geborgenheit der Liebe, die dem Menschen Erfüllung gewährt. Sie allein vermag uns jenen höchsten «Augenblick» zu schenken, wo die Zeit auf ihrem Zenith stillsteht und das Leben den Menschen als reine Gegenwart umschließt. Auf diesen Augenblick zielt Goethes ganzes klassisches Schaffen ab. Alexis und Dora erleben ihn, da sie einander, eben noch fremd, jetzt als Liebende in die Arme schließen.

Aber wie ungemein gefährdet, wie leicht zu verschatten, wie labil ist der goethesche Augenblick! Wie viele Feinde drohen dem schönen, liebenden Dasein von außen und von innen. Nirgends wird dies deutlicher als in den «Wahlverwandtschaften», die Emil Staiger besonders eindringlich und meisterhaft analysiert hat. Eine adelige Gesellschaft, der nichts fehlt als ein eigentlicher Lebenszweck, geht in all ihrer Wohlmeinenheit, Herzensbildung und — Langeweile zugrunde. Eine Gesellschaft, der es ihr sozialer Vorrang erlaubt, sich gar ausgiebig mit sich selber zu beschäftigen. Da beginnen die über- und untermenschlichen Kräfte zu weben, das leise Dämonische beginnt und verdrängt den klassischen Augenblick, drängt das schöne Dasein über den Rand der Erde hinaus. Vielleicht daß es dort im *Heiligen* noch eine letzte Zuflucht findet. Ottilie, diese wundersame Gestalt voll «nazarenischer Transparenz», ist, gegenüber Goethes klassischen Frauengestalten, gotisch

verfremdet und nähert sich bereits jenen legendären Schicksalen, wie sie die Acta Sanctorum berichten. Die «Wahlverwandtschaften» stehen an der Scheide. Hinter ihnen versinkt die Klassik, vor ihnen dämmern ungeahnte neue Landschaften, die Goethes Alterspoesie kühn durchwandert. Ihr wird der dritte, abschließende Band dieses Werkes gewidmet sein.

Arthur Häny

Reden von Rudolf Borchardt

Keine Erscheinung in der Literatur des vergangenen halben Jahrhunderts, scheint in derselben Weise wie die Rudolf Borchardts umstritten. Angefochten bleibt sein Zeugnis als Dichter, angefochten seine Übersetzertätigkeit, angefochten sein öffentliches Wirken als Redner. Er selbst hat seine Arbeit einmal, ins gesamte gefaßt, als trümmerhaft bezeichnet; sie war vergleichbar jenem stürmisch Hingeworfenen, welches er bei Byron einmal so aussprach: «eine geniale Totalität in Trümmern, aber jedes Trümmerstück mit dem unverwüstlichen Handzeichen der großen, energischen Natur gegen Verwerfung geschützt.» Die merkwürdigste Figur: Gefährliches und heilend Starkes in der seltsamsten Mischung vereinigend. Spielend, begabt mit einem erstaunlichen Aufnahmevermögen, fasziniert vom Wort, vom Logos, worin er den alleinigen Träger des Geistes sah (dazu mit einem, im griechischen Sinne zu fassenden, ganz und gar geistigen Eros), ließ er die Bildungsanstalten in Berlin, Bonn und Göttingen hinter sich. Darüber sagte er nachher: es habe ihn der Ausgleich von Forschung und Dichtung nach dem Verlassen Göttingens mit den leidenschaftlichsten Bemühungen erfüllt, «während deren ich notgedrungen mir zur eigenen Universität und eigenen Tradition werden mußte.» Dichtung und Forschung, hierin lag ein großer Doppelaspekt seiner Intentionen, ganz dahinter stand sein ungeheuerlich Willensmäßiges, sein Täterhaftes, mit dem er in die literarischen, politischen, ja überhaupt geistigen Verhältnisse seiner Zeit einzugreifen gedachte. Dabei war er sich seiner Sonderheit bewußt, er sah seinen begrenzten Wirkungsraum klar, aber ein Vertrauen ohnegleichen, aus dem Tiefsten seiner Natur gespeist, gab ihm den Glauben an eine Zuhörerschaft, die wiederum, wie alles, was er unternahm, seine Errungenschaft sein sollte: «Es ist mir immer gleichgültig gewesen, ob meine Arbeiten augenblicklichen oder allgemeinen Erfolg hatten, denn sie finden kein Publikum vor. Die Hoffnung, daß sie sich ein Publikum bilden, hat mich nicht getäuscht und ist der einzige Lohn, auf den Bemühungen wie die meinen zielen können.» Nirgendwo hat Borchardt seine Kraft direkter Einflußnahme entscheidender wahrzunehmen verstanden als in seinen Reden. Nirgendwo auch haben seine, oft unter sich zerrissenen, schöpferischen Kräfte sich entschlossener gefunden. An keinem Orte seines in Erscheinungtretens so wie als Redner, trat das eminent militante Wesen Borchardts mehr zutage. Hier rief er mit den Geistern Herders, Hamanns, Humboldts, denen Schillers, Wackenroders und Hardenbergs nach einer Wiederbelebung und Wiedererinnerung höchster Verpflichtungen und Gesittungen abendländischen Denkens und Handelns. Dazu forderte er sein ganzes gewaltiges Wissen ein. Dieses Wissen faßte einen mächtigen Raum: von der vorhomerischen Dichtung bis zu Virgil, in dem er den Abgesang der griechischen Dichtung sah, zu Dante, zu den Troubadours, der altenglischen Dichtung, die deutsche Literatur bis zu den für ihn letzten Erhebungen mit Hofmannsthal und George (den letzteren in seinen Anfängen). Die zeitgenössische Literatur jedoch blieb ihm in weiten Teilen fremd. Aber was war das letztere gegen das Heerlager der Geister, welches er in der umfassendsten Art in sich zusammenhielt und für seine angespannten Ziele, sein Ziel, aufrief: die schöpferische Restauration aus dem Erbe großer geistiger Vergangenschaften.

Richard Alewyn fand Jahre nach Borchardts Tode ein Schlüsselwort für seine Person: ein verhinderter Täter. Das und nichts anderes war er, dies zeigte er auch immer wieder in Zeichen: so trug er seine große — und eine der schönsten — Reden «Die neue Poesie und die alte Menschheit» mit Absicht mitten in ein Zentrum georgeschen Wirkens: nach Heidelberg. An diesem Ort, mit Willen und Absicht Gundolf und die «Gundelfinger» herausfordernd und mit ihnen die einzige Gestalt auf die es ihm ankam: George. Das Verhältnis Borchardts zu George war ein zutiefst

symptomatisches. Haßte er an ihm nicht das gleiche, wozu er selbst mit dem Widerspruch seines Wesens nicht hinkam: zur Tat, der weiterzeugenden? Er warf George vor, nicht zum Manne geworden zu sein. In der Rede nannte er ihn nicht mit Namen, aber sie war mit ihrer auf den Schluß hin groß angelegten Laudatio auf Hofmannsthal deutlich genug. Hier, in dieser Rede, traf er mit Schlägen ausgesuchtester Art den trotz seiner Jünger einsamen Geist Georges: mit dem Lob auf das Theater. Mit seiner ganzen ihm eigenen Klarsicht und empirischen Schärfe zielte er auf diesen Punkt. Das Theater, dieser einzigen Preisgabe, außer der minderen Form der Rede, die der Dichter gegenüber der Öffentlichkeit kennt, wohl wissend was den Bruch Georges mit Hofmannsthal mitverschuldet hatte. Hier spannte er die Perioden seiner Sätze, etwas zu sagen, was ihm selbst, trotz reifster Einsicht in das dafür Erforderliche, abging: Theater zu machen. Denn das war im geheimen auch Borchardts Lebensprobe, aber er hat sie, trotz mächtigen Hinwürfen — «Päpstin Jutta» etwa — nicht bestanden. An solchen Stellen wird die Komplexheit, die gefährliche Vielschichtigkeit der Talente und Begabungen Borchardts zu vollster Deutlichkeit erhoben. Man hat, nun der erste Band, seine «Reden», in der Gesamtausgabe herausgekommen ist, mokanterweise die Frage gestellt, ob damit nicht das Bedeutendste, Erregendste wohl auch, seines Werkes vorweggenommen sei. Die Bemerkung entbehrt nicht eines gewissen Reizes — aber sie wird einer Erscheinung wie Borchardt nicht gerecht. Erst ein vollständiger Überblick über die erratischen Massen seines Werkes, mit dem auch aus dem Nachlaß noch zu erwartenden, wird die Größe und Weitgespanntheit dieses wahrhaft europäischen Geistes offenbaren.

Der Band «Reden» bringt, neben den an verschiedensten Orten vorveröffentlichten, drei im Erstdruck: Revolution und Tradition in der Literatur, Schöpferische Restauration und Die geistesgeschichtliche Bedeutung des neunzehnten Jahrhunderts.

Rudolf Alexander Schröder hat das Vorwort eines Freundes geschrieben, Marie Luise Borchardt, die Witwe des Dichters und der junge St. Galler Philologe Silvio Rizzi zeichnen als Herausgeber[1]).

Walter Groß

[1]) Rudolf Borchardt: Reden. Ernst-Klett-Verlag, Stuttgart 1956.

Gedichte von Rudolf Borchardt

Der hier besprochene Band vereinigt zum ersten Male eine dichterische Arbeit, die sich in fünf Jahrzehnten entfaltet und gewandelt hat: das bisher Veröffentlichte, das lange nicht mehr erhältlich und zum Teil kaum zugänglich war, vermehrt um Unbekanntes: Verse, die seit langem ungewöhnliche Wirkung geübt haben, so daß Borchardts Name neben den bedeutenden unserer neuen Dichtung steht, und doch ist das Werk so wenig bekannt, daß wir davon berichten können wie von etwas Neuem[1]).

Der Inhalt des Bandes sind Gedichte und poetische Erzählungen, Beispiele einer selten gewordenen Gattung. Von diesen ist jede in Stoff und Form sehr verschieden von den andern. Eine ist eine biblische Erzählung, eine die Beichte eines Sterbenden, eines adligen Knaben aus einer der mittelalterlichen Turmstädte der Toskana (jener Stadt, in der Borchardt den «Durant» schrieb); die dritte ist eine Parabel von der zwischen Sturz und Erhebung schwankenden, aus dem «gemeinen Reich, das uns nicht ganz umklammert», aufstrebenden Zwienatur des Menschen; die vierte eine Idylle aus einem der wenigen irdischen Ruheabende des Herakles. Und da ist schließlich die eigentümlichste, das Herzstück von Borchardts ganzer früher Dichtung, durch lange Jahre keinem mitgeteilt, ein Epos in Reimpaaren, in kurzen Zeilen zu je drei Hebungen in der Art der mittelalterlichen Epen, nicht eine Neubelebung, sondern Neuerschaffung: «Der Durant». Es ist eine Geschichte aus der Zeit der Kreuzzüge, beginnend mit einer Darlegung dessen, was Minne ist; mehrfach noch tritt der Dichter selbst hervor, wo er von Macht und Zwang der Minne spricht und von der Lebensnot, in der er dies schreibt, völlig einsam, fast verzagend, aus seiner Einöde hinüberblickend in die Einöde des

[1]) Rudolf Borchardt: Gedichte. Herausgegeben von Marie Luise Borchardt und Herbert Steiner. Ernst Klett Verlag, Stuttgart 1957.

syrischen Wüstenrandes. Erniedrigung und Erhöhung durch Liebe — es ist eines seiner eigensten Themen. Um seiner Einzigartigkeit willen weisen wir auf dieses Gedicht hin, denn der Leser bedarf genauer und geneigter Aufmerksamkeit, um einzutauchen in seinen Strom, um einzudringen in die maschenhafte Verkettung der Verse, in die befremdende und wunderbare Prägung, die knappe Satzfügung. Fast die Hälfte des Vorliegenden, darunter die Anrufung Wolframs von Eschenbach, wird hier erstmals mitgeteilt.

Wem sich dies nicht leicht erschließt, der wende sich zu den «Jugendgedichten», deren Klang und innere Landschaft ihn so viel leichter einfängt, zu den Traumgärten der «Ballade von Wind, Schlaf und Gesang» und der Sonette.

Vom «Durant» führen Linien zu vielen Dichtungen Borchardts: da sind die erbarmungslosen Landschaften, in denen die Seele verzweifelt, wie später in den Strophen «auf Zeichnungen» (von denen Hofmiller schrieb, «sie ragten drohend über die meisten Verse der Zeit»); da ist der Bann verschollener Zeitalter, durch die der Dichter erst er selbst wird — hier das Mittelalter, wie in «Idas und Marpessa» die pindarische Welt; das «strenge Wort», die Forderung an sich selbst, das Selbstgericht, schweres Ringen mit Schwerem, unter bewölktem Schicksalshimmel; und vor allem in immer neuen Abwandlungen der Kampf der Geschlechter, ihr Drama. Denn Borchardt ist vielleicht der einzige seiner Generation, bei dem das Liebesgedicht, das Gedicht an Frauen im Mittelpunkt steht — von den «Liedern aus den drei Tagen» bis zur enthusiastischen Selbstbefreiung der «Schöpfung aus Liebe», den Versen, die eine Kette oder ein paar Schuhe begleiteten.

Es ist die Welt eines Einsamen und zugleich die der heroischen Zeiten, die hier in die unsere hereinragen — vor allem in dem Lied von Helena, von der keinem einzelnen gehörenden, als Preis über allem Hader stehenden, unsterblichen Schönheit. Hier spricht eine leidenschaftliche und gefährdete Person, einer, der den großen Bogen zu spannen vermag.

Franz Albrecht

Literaturkritik am Maße des sittlichen Menschen

Die deutsche Literaturkritik stehe auf einer beachtlichen Höhe, aber das Publikum kümmere sich leider nicht um sie, wurde auf einer der zahlreichen Tagungen festgestellt, die zu veranstalten Ehrgeiz und Aufgabe unserer Kulturmanager ist. Wahrscheinlich ist die zweite Feststellung richtig; nur sollte man billigerweise nicht das Publikum allein für die Untugenden der Kritiker verantwortlich halten. Denn wer sich hermetisch, geschwollen oder existentialistisch äußert, darf zwar auf das Augurenzwinkern Gleichgesinnter, doch nicht auf die Gunst der Leser hoffen. Auch läßt sich ein durchaus Wohlbehauster nicht gern einreden, er sei eigentlich unbehaust, und noch weniger, dieser Zustand sei der normale, ja — recht betrachtet — der erstrebenswerte.

Mir will es jedenfalls gediegener erscheinen, wenn sich ein Kritiker der modernen Literatur zunächst einmal bei den Autoren umschaut, die wir nicht ohne Grund unsere Klassiker nennen, etwa bei Goethe, Claudius, Keller. Dann wird es deutlich, daß «Hermann und Dorothea» «ein Epos des Wohnens» ist, «ein heilendes Gegenbild in Zeiten des Wanderns, Flüchtens». Der Gedanke ist gar nicht «modern», aber er ist schön und gibt Sicherheit, vornehmlich Sicherheit im Urteilen. Goethe, so fährt der Schreiber fort, sei damals «nicht auf der Höhe der Zeit» gewesen; «er war auf der Höhe des unentstellten Menschen». So heißt der meisterhaft komponierte und geschriebene Essay denn auch *Auf der Höhe des Menschen;* der Verfasser ist *Werner Weber*, Redaktor der «Neuen Zürcher Zeitung»[1]).

Sich seiner Kunst der Formulierung, seiner literarischen Sensibilität und vor allem seinem bon sens in Dingen des Geschmacks anzuvertrauen, bereitet den reinsten geistigen Genuß und befreit das Gemüt von der Bürde des Preziösen und Lächerlichen, deren so viele von unseren Dichtern und Kritikern nicht mehr entraten zu dürfen glauben. Oder wäre es nicht befreiend zu hören, mit dem Unfug der sogenannten «abstrakten Gedichte» komme «man wieder von hinten in die Gartenlaube hinein, die man eben nach vorne hinaus mit Hohngelächter verlas-

---

[1]) Rainer Wunderlich Verlag Hermann Leins, Tübingen 1957. [2]) Manesse-Verlag, Zürich 1956. [3]) Vereinigung Oltner Bücherfreunde, Olten 1957.

sen hat»? Überhaupt zeigt Weber in seinem Essayband *Figuren und Fahrten*, der sechs *Aufsätze zur gegenwärtigen Literatur* vereinigt, ein gesundes Mißtrauen gegen das Modische und das Moderne, welches nachgerade eine a priori positive Wertkategorie zu werden droht, vor allem wenn «die Jungen» beteiligt sind[2]): «Verzweiflung aus Mode ist eine Schändung der Verzweiflung aus Schicksal»; oder noch deutlicher: «Schwarze Poesie aus Mode könnte unbeachtet bleiben, wenn sie nur lächerlich wäre. Aber sie enthält Gift gegen das gute Aussehen des Menschen, so sehr, daß unter den heute Jüngeren manche ein Lächeln oder ein Gähnen kaum vermeiden können, wenn sie ein Wort von dieser Art hören:

Ich danke Gott, und freue mich
Wie's Kind zur Weihnachtsgabe,
Daß ich bin, bin! Und daß ich dich,
Schön menschlich Antlitz, habe...»

So gilt denn Webers erster Besuch im winterlichen Nachkriegs-Hamburg der Grabstätte des Matthias Claudius und seiner Frau draußen in Wandsbek. Da schließt sich eine Interpretation des «Abendliedes» an, die genau das Rechte über die unsterblichen Verse sagt, ohne ihre Schönheit zu zerreden: Sie seien Predigt und Gebet, die erste zu zeigen, daß alles Menschliche «zwar Kunstgriffe kennt, aber damit die Gottheit nicht erreicht»; das Gebet auf die Haltung gerichtet, die «den sittlichen Menschen vollendet: jenem höchsten Anspruch zu genügen und darin die Gottheit zu erreichen».

So werden am Bilde des sittlichen Menschen die Maßstäbe gewonnen, die an die zeitgenössische Kunst anzulegen sind. Der nächste Besuch gilt dem Elternhause Wolfgang Borcherts, des Frühvollendeten; der Bogen zu französischen und englischen Dichtern, Malern, Schauspielern wird geschlagen; ein Gedicht Aragons wird vortrefflich analysiert; die kuriose Geschichte des «Times Literary Supplement» erzählt, dieser merkwürdigen Institution höchsten publizistischen Ranges, die ihre Existenz einem Zufall und ihr Bestehen einem Versehen dankt; Jean-Louis Barraults Spiel- und Inszenierungsstil tritt dem Leser leibhaft vors Auge; die unwürdige Spekulation mit den «condensed books» wird mit grimmigem Humor bei Namen genannt. Solchen Themen ist die gedankenreich schweifende Form des Essays angemessen, welche trotz der scheinbaren Zufälligkeit ihres Aufbaues stets auf eine moralische Norm bezogen ist, von der sich Weber keinen Deut abhandeln läßt. So darf der Leser unter seiner Führung sicher sein, daß auch ihm der moralische Boden unter den Füßen bleibt, ohne daß er von der Fragestellung unserer Zeit und unserer Kunstsituation im geringsten ausgeschlossen würde. Sie wird ihm vielmehr erst recht deutlich, wenn er bemerkt, wie man «das alte Wahre» innig lieben und allem Heutigen dennoch mit ganzem Herzen aufgetan sein kann.

Dem Essayisten steht der literarische Biograph würdig zur Seite. Unter dem Titel *Wissenschaft und Gestaltung* zeichnet Weber die geistigen Porträts von acht seiner Schweizer Landsleute[3]). Ihr Ruhm, der das Gebiet der Schweiz längst überschritten hat, ist die wissenschaftliche Prosa, mit der sie die Angelegenheiten eines Faches durch ihren persönlichen Stil «über die Grenzen der Fakultät hinausgehoben und der Gemeinschaft als einen Stoff der geistigen, sittlichen und politischen Bildung zugeführt» haben. An der Spitze steht Eduard Korrodi, Anreger und Förderer aller anderen. Die Literarhistoriker und -kritiker sind mit Fritz Ernst, Max Rychner, Emil Staiger vertreten, die Historiker mit Carl J. Burckhardt und Werner Kaegi; Gotthard Jedlicka steht als Repräsentant der Kunstkritik, Hans Barth für die Staatsphilosophie. Weber schreibt ihnen keine Laudatio, sondern entwirft genau umrissene und anekdotisch zugespitzte Porträts der Menschen und Forscher; darin ist seine Kunst der Meisterschaft Plutarchs verwandt. Da er es aber mit wortgewaltigen Kündern des Geistes zu tun hat, geht er in der Regel von der Sprache aus und entwickelt an ihr Geist und Charakter der Dargestellten. So etwa über Fritz Ernst: Er «meistert ein Deutsch, das seine Gegenstände nicht bis zum Gähnen deutlich, sondern bis zum Strahlen fest macht... Er ist unser Moralist mit Grazie...» Oder über Hans Barth: «Seine Sprache ist das Abbild des Entschlusses ihres Trägers, dem Gegenstand gerecht zu werden und erst aus diesem Gerechten heraus ein Urteil zu geben. Dies schließt Vorurteil aus.» Kaegi endlich sei der Kunst mächtig, Vergangenes als Gegenwart zu erzählen, «und auch jener andern, die Formen der Wortwiederholungen, der Rückbezüge zu meistern, die der wissenschaftlichen Erzählung ein Pathos zutragen, das sich als Bescheidung erweist, weil es nicht als ein Selbstzweck

dasteht, sondern ein lauteres Mittel der Verdeutlichung ist».

So sind Gelehrtenporträts von moralischer Präzision und sprachlicher Sauberkeit entstanden, in denen die Worte Freiheit und Vaterland, ohne falschen Zungenschlag ausgesprochen, ihren ursprünglichen Klang bewahrt haben. Im Hinblick auf die Sache sind Webers Bilder Prolegomena zu einer Literaturgeschichte der Schweiz aus der ersten Hälfte unseres Jahrhunderts; in der Gesinnung stellen sie das tüchtige Zeugnis inniger Verschmelzung von Heimatliebe und Weltweite aus dem Geiste selbstbewußter Freiheit dar.

Horst Rüdiger

Maurice Zermatten: La Montagne sans Etoiles

Jeder Westschweizer, der zur schriftlichen Äußerung mit künstlerischem Anspruch ansetzt, sieht sich vor eine Frage gestellt, von deren Beantwortung das Wesen seiner schriftstellerischen Tätigkeit entscheidend abhängen wird. Für wen schreibt er? Muß ihm das, was in Paris geschieht, maßgebend sein, und soll er der Anziehungskraft des großen, sprachverwandten Nachbarlandes folgen? Oder soll er sich ihr im Gegenteil verschließen, nur für seine engere Heimat dem Erlebnis ihrer Eigenart Ausdruck geben? Mit anderen Worten: Ist er, seiner geistigen Zugehörigkeit nach, ein Franzose aus der Provinz, welcher den Anschluß an die Geschmack und Stil ausgleichenden Strömungen der Hauptstadt sucht und vielleicht auch findet? Oder ist er ein Schweizer, der in die Nährkraft seines Heimatbodens genügend Vertrauen setzt, um auf ihm und für ihn gedeihen zu können?

Das Problem nimmt freilich in den seltensten Fällen die starre Gestalt der unerbittlichen Alternative an. Es lassen sich vielmehr die verschiedensten Abstufungen, Verschränkungen, Mischungen der beiden Grundeinstellungen ausdenken. Bei jedem einzelnen Schriftsteller müssen Herkommen, Bildung und Temperament den Einflußsphären ihren Anteil zumessen. Dabei können ungünstige mit reizvollen Zusammenstellungen abwechseln, und in Glücksfällen wird alles sich zusammenfinden, um das Entstehen eines Kunstwerks zu ermöglichen.

Bezüglich der schweizerischen Grundhaltung von Maurice Zermatten bestehen keine Zweifel. Den Lesern der «Schweizer Monatshefte» bezeugen dies seine in regelmäßigen Abständen sich fortsetzenden *Lettres de Suisse Romande*, die in ihrer ebenso sachlichen wie persönlich-entschiedenen Art einen nicht hoch genug einzuschätzenden Beitrag zur Überbrückung von Verstimmungen darstellen. Bei solcher Einstellung in Aufsätzen, die aktuellen Gehalts und für den Augenblick bestimmt sind, darf man erwarten, daß auch die *Kunst* Zermattens eine schweizerische sei. Man suche nun aber dieses Schweizerische nicht im Äußern: in Beschreibungen folkloristischer Art etwa, die man kaum finden wird, und schon gar nicht in einer mundartlichen Färbung der Sprache, die auf billige Weise Stimmung erzeugen möchte. Zermatten bedient sich vielmehr einer ausgesuchten und bis ins letzte durchgearbeiteten Sprache, und der Wohlklang, der über dem breiten Steigen und Fallen der in sich gerundeten Sätze liegt, ist oft von feierlicher Getragenheit. Die Literatur einer Landschaft hört dann auf, regional zu sein, wenn das Lokale nicht Schmuck und Kulisse ist, sondern, nach seinem Wesen und Kern erfaßt, mithilft, eine eigene hohe Sprachkultur aufzubauen, die aller Äußerlichkeit entbehrt. Aus einer Literatur wie der italienischen, welche sich stärker als die französische aus regionalen Quellen nährt, ließe sich manches Beispiel dafür nennen. Auch thematisch am nächsten stünde Zermatten wohl die Sardin Grazia Deledda, deren Werk wie das des Walliser Dichters aus einer tiefen, völlig undogmatischen Religiosität gewachsen ist.

Wesentlich ist im Werk Zermattens die Landschaft des Wallis mit ihren Bergen und Rebhängen, weil sie mitformt am Wesen der Menschen, welche sie umgibt. Die Natur ist es auch, die in seinem neuen Buch am Anfang steht; aber nicht heiter untermalend, sondern überbordend, übermächtig, als ungewisse Drohung[1]). Es schneit, und eine Lawine droht die Kirche

[1]) Maurice Zermatten, La Montagne sans Etoiles, roman, Desclée de Brouwer, 1956.

zwischen den beiden Dörfern Albinen und Sasseneyres zu verschütten. Und im Übermaß des Winters geht auch den Menschen das Maß verloren: «Il ne contrôlait pas son monologue intérieur, trop occupé d'éviter les embûches du chemin» (p. 32). Oder: «Des images pâles l'habitèrent, tout un peuple de morts remontèrent du passé, des visages abolis tournoyèrent dans les flocons, sur la grisaille où nul passage ne laissait de trace; sa propre existence, Tridondane la sentit s'enfoncer dans la mollesse spongeuse des nuées» (p. 46). Mit der Schneedecke über den Dächern wächst die Angst in den Menschen. Der Pfarrer flieht. Dann kommt die Lawine, und Sasseneyres ist abgeschnitten; nicht nur von der Welt, sondern auch vom Himmel, seiner Kirche und der Messe beraubt. Die Leute sind unschlüssig und hilflos, aber nicht ohne Hoffnung: «A quoi bon se soucier de l'avenir? Tridondane pensait pour eux tous» (p. 72). Tridondane ist der Gemeindepräsident, unter dessen Führung sich die Dorfbevölkerung bald in blinder Gefolgschaft, bald zweifelnd und zögernd, in einem Wald der Irrungen verliert. Tridondane steht zwischen zwei Frauen. Die eine ist Adèle, die ihm verfallene ehemalige Nonne, welche er zwingt, die Obliegenheiten des geflohenen Pfarrers auf sich zu nehmen. In ihr verdichtet sich das Ungeklärte, Nächtliche, Angstvolle, das um die Häuser streicht, zum schrillen Schrei und zur fratzenhaften Verzerrung im unvermeidlichen Freitod. Auf der anderen Seite steht Tridondanes Tochter Cécile, «l'âme pure qui souffre de la médiocrité» (p. 120), Verkörperung der Klarheit und Vernunft, leidend am Unrecht und bereit zum Opfer. — Welchen Weg wird das Dorf gehen?

Amédée, Jérémie, Candide, Nicolas, Baptiste, sie sind das Dorf. Keiner von ihnen nimmt die deutlichen Umrisse der drei Hauptgestalten an. Aber alle tragen sie mit ihrem nur bescheidenen Eigenleben zum Leben dessen bei, was sie alle zusammengenommen sind, und was ihr eigentliches Leben erst ausmacht: eben das Dorf, in welchem der Sinn jedes Teils nur nach seinem Bezug auf das Ganze zu messen ist. Der Kraft dieses Dorfgeistes stellt Tridondane die seines Stolzes und seines Ressentiments gegenüber, und zunächst hat es den Anschein, als vermöchte der eine die vielen zu zwingen, seinem Wort zu folgen. Das Dorf denkt nicht, es schaut nicht in die Zukunft, sieht keine Folgen seiner Verirrung voraus und scheint so langsam und unaufhaltsam der Katastrophe entgegenzugleiten, vergleichbar der Lawine, welche die Kirche unter sich begraben hat. Aber es ist etwas im Dorf, womit Tridondane nicht gerechnet hat: eine tausendjährige Tradition, ein tiefverwurzeltes religiöses Gefühl, eine nicht wegzudenkende Treue zum Hergebrachten. Daraus erwächst eine vom Anfang des Geschehens an spürbare, im Laufe seiner Zuspitzung ständig sich versteifende Abneigung gegen das Neue, das als Folge der außergewöhnlichen Ereignisse das Altbewährte bedroht. Aus dieser keineswegs erarbeiteten, ja nicht einmal bis in die klare Schicht des sprachlichen Ausdrucks vorstoßenden Zähigkeit, die den Leuten unerkannt und selbstverständlich, aber gerade dadurch unangreifbar im Herzen wohnt («Il ne savait que répondre mais, au fond de lui-même, il trouvait l'explication de Baptiste de peu de poids» (p. 213)) — aus dieser Zähigkeit schöpft das Dorf schließlich das Vermögen, aus eigener Kraft in die Ordnung zurückzukehren.

Etwas Gesundes ist so der Grundstrom im Dorf, etwas, das an der Vergangenheit festhält aus dem Gefühl heraus, daß im großen und ganzen ihr Erbe ein gutes ist, mit dem sich noch lange und zufrieden leben läßt, das aber auch immer von neuem erobert und verteidigt sein will. Müßten wir dieses Etwas näher bezeichnen, wir zögerten nicht, es *schweizerisch* zu nennen.

Und noch eine Schlußbemerkung: Zermattens Buch würde sich wie wenig andere zur Verfilmung eignen. Wir denken uns einen Film, bei dem das Schweizerische nicht Aushängeschild, sondern Kern wäre, und der in der Walliser Berglandschaft einen nicht zu überbietenden äußeren Rahmen fände.

Hans-Jost Frey